

Christoph Geiser: „Das Gefängnis der Wünsche“

Durch die Maske des Marquis über das eigene Begehren

Von Lothar Müller

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 04.12.2023

Christoph Geiser, 1949 in Basel geboren, hat in seinen ersten Romanen „Grünsee“ und „Brachland“ seine Herkunftswelt geschildert. Im Berlin der 1980er Jahre begann er über seine Homosexualität zu schreiben, ein späteres Resultat davon war der Roman: „Gefängnis der Wünsche“.

In den Achtzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts war der Deutsche Akademische Auslandsdienst eine Schaltstelle für den temporären Import von Künstlern, Schriftstellern, Filmemachern nach Westberlin. Sie kamen aus osteuropäischen Ländern wie Ungarn oder Polen, aus Italien, Schweden, den Vereinigten Staaten. Und auch aus der Schweiz, wie Christoph Geiser, der für den Zeitraum 1983/84 ein Stipendium des Künstlerprogramms erhielt. Da war er 34 Jahre alt, im Martin-Gropius-Bau nahe der Mauer, deren Fall niemand erwartete, hatte kürzlich die Ausstellung „Zeitgeist“ stattgefunden. Kurz zuvor, 1981, war das Aids-Virus erstmals diagnostiziert worden. Der selbstbewusst benutzte Begriff „Schwulenszene“ war noch jung, die Szene selbst in Westberlin sehr präsent. Geiser hatte das fertige Manuskript des Romans „Wüstenfahrt“ im Gepäck, des ersten, in dem er nach Schilderungen seiner bürgerlichen Herkunftswelt einen Ich-Erzähler auftreten ließ, dessen homosexuelle Liebesgeschichte auf Erfahrungen seines Autors zurückgriff.

Christoph Geiser

Das Gefängnis der Wünsche

Werkausgabe Band 5.
Herausgegeben von Moritz Wagner und Julian Reidy. Mit einem Nachwort von Stefan Zweifel.

Secession Verlag, Berlin

224 Seiten

25 Euro

Weder ein Zeitroman noch ein Szenaroman

Geiser behielt nach dem Ende des daad-Stipendiums einen Wohnsitz in Berlin und führt seitdem eine elliptische Existenz mit den Brennpunkten Bern und Berlin. Sein Roman „Das Gefängnis der Wünsche“, der nun in der Werkausgabe im Secession Verlag neu aufgelegt wurde, ist im Jahr 1992 erschienen. Das plötzlich aus seinem Inseldasein herausgefallene Westberlin der ersten Jahre nach dem Mauerfall zeichnet sich darin ab. Kaleidoskopartig zeigt der Roman in Nahaufnahme, ohne schamvollen Abstand, die Darkrooms der Schwulenszene und die „Tom of Finland“-Ledermänner, die glänzenden Körper in den Fitness-Studios. Er hört die Mauerspechte klopfen und sieht, wie auf den Flohmärkten die Uniformmützen des untergegangenen sozialistischen Staates verkauft werden. Aber weder ein Zeitroman noch

ein Szeneroman ist dieses Buch. Es ist aus dem Hinabtauchen der Erzählerstimme in ältere Sprachschichten hervorgegangen. Immer wieder schließt sie in das Du, in dem sie sich selbst begegnet, historische Figuren ein.

„Lasst ihn schlafen! Schlafen wolltest du, vergessen; ausgelöscht aus dem Gedächtnis, der Natur zurückgegeben, im Dickicht unter Eichen. Das erste Unterholz gleich rechterhand sollte es sein, und Eicheln ausgesät, damit das Gehölz zuwüchse, verheile, ohne Narben. Kein Grabstein, kein Name, keine Blumen; nur Gestrüpp. Überreste, die verwesen, Dünger.“

Die Instrumente der Lust

So beginnt der Roman. Der Tote, der namenlos in die Natur zurücksinken will, ist der Marquis de Sade. Er wird die eine Hauptfigur in diesem Buch sein, Schlossherr und eingekerkelter Regisseur seiner Obsessionen. In Episoden aus seiner Biographie, demonstriert er seine Lust an der Gewalt, und seine Lust an einer Sprache der Gewalt und Blasphemie. Der Autor Christoph Geiser injiziert sich diese Sprache wie eine harte Droge, putscht sich auf, spricht durch die Maske des Marquis über das eigene Begehren, im Nahblick auf den Körper, auf die Instrumente der Lust. Rasch tritt dem Marquis de Sade eine weitere Figur gegenüber: Johann Wolfgang von Goethe, als Mitglied des Geheimen Consiliums am Hof zu Weimar, als Freund des Herzogs Karl August, als Hausherr am Frauenplan, den es aus dem Amt heraus nach Süden zieht, zu den weißen Statuen Roms.

„Eine Besessenheit – Den Apoll von Belvedere sehen, endlich ganz, nicht nur das Bruststück – eine Büste wie in einem Kleiderladen – und in natura, nicht in einem Wald von Kopien, drehbar auf dem Sockel, in der berühmten Kunstsammlung eines berühmten Kunstfreunds. Nein. Frei muss er stehen, im richtigen Licht, am rechten Ort. Allein und nackt – mit diesem Siegerblick auf nichts, ins Ferne.“

Aber zu einem großen Dialog oder gar Showdown kommt es nie

Es ist auf den ersten Blick eine übersichtliche Konstellation. Auf der einen Seite der Marquis de Sade, die Figur der Überschreitung, des Exzesses, des Skandals und der Grausamkeit bis hinein in die Regionen des Ekels. Auf der anderen Goethe, der machtnahe Repräsentant von Maß und Ordnung und Propagandist des klassischen Schönen. In einem der Kaleidoskopbilder stehen sich Goethe und der Marquis auf dem Vesuv gegenüber. Goethe, der Gegner des Revolutionär-Vulkanischen und de Sade, der leibhaftige Vulkan. Aber zu einem großen Dialog oder gar Showdown kommt es nie. Sie treten nur auf, weil der Autor in ihrem Leben, ihren Schriften nach Ausdrucksformen für sich selber sucht. Christoph Geiser, hat 1992 in Goethe den repräsentativen Autor jener bürgerlichen Welt gesehen, von deren Schweizer Ausprägung er sich lösen wollte. Im Marquis de Sade den Bundesgenossen beim Ausbruch aus dem Gefängnis der Wünsche, bei der Befreiung des homosexuellen Begehrens mit den Mitteln der Literatur. Je drastischer – später hieß es „expliziter“ – der Text, desto obsessiver sucht die Erzählerstimme die Nähe zum Marquis. Aber liest man das Buch heute, tritt hervor, wie sehr auch in Geisers Goethe das „Ungeheuer Natur“ lebendig ist, von dem Werther, Goethes erfolgreichster Held, spricht. [Wie sehr der Geheime Rat, der nach Italien aufbricht, mit der Sinnenwelt im Bunde ist, wie sehr der Autor der „Farbenlehre“ mit der sinnlichen Anschauung.] Und auch dass der Marquis de Sade nicht nur radikaler Libertin in Wort und Tat ist, sondern zugleich ein Bürokrat und Zahlenfetischist, der penibel

alle Varianten der Verschränkung von Lust und Gewalt durchdekliniert. Ein Buchhalter des Exzesses, kein Herold der Befreiung unterdrückter Minderheiten. Solche Widersprüche tun dem Buch gut. Eine Geschichte, gar einen historischen Roman erzählt es nicht. Als Zeugnis des Sprachfurors, mit dem der Autor Christoph Geiser sein eigenes Begehren erforschte und offenlegte, ist es lebendig geblieben.